Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 115 (1949)

Heft: 4

Artikel: Stalingrad : das Schicksal der 6. deutschen Armee (Schluss)

Autor: Selle, Herbert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-21706

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sporadischer Weiterpflege besser erhalten bleibe als bisher. Gewisse Übergangsschwierigkeiten innerhalb der Einheiten sind zu erwarten. Ohne den Willen, solche zu meistern, wären wir bei unserem Wehrsystem in jeder Beziehung zum Stillstand verurteilt.

Stalingrad

Das Schicksal der 6. deutschen Armee

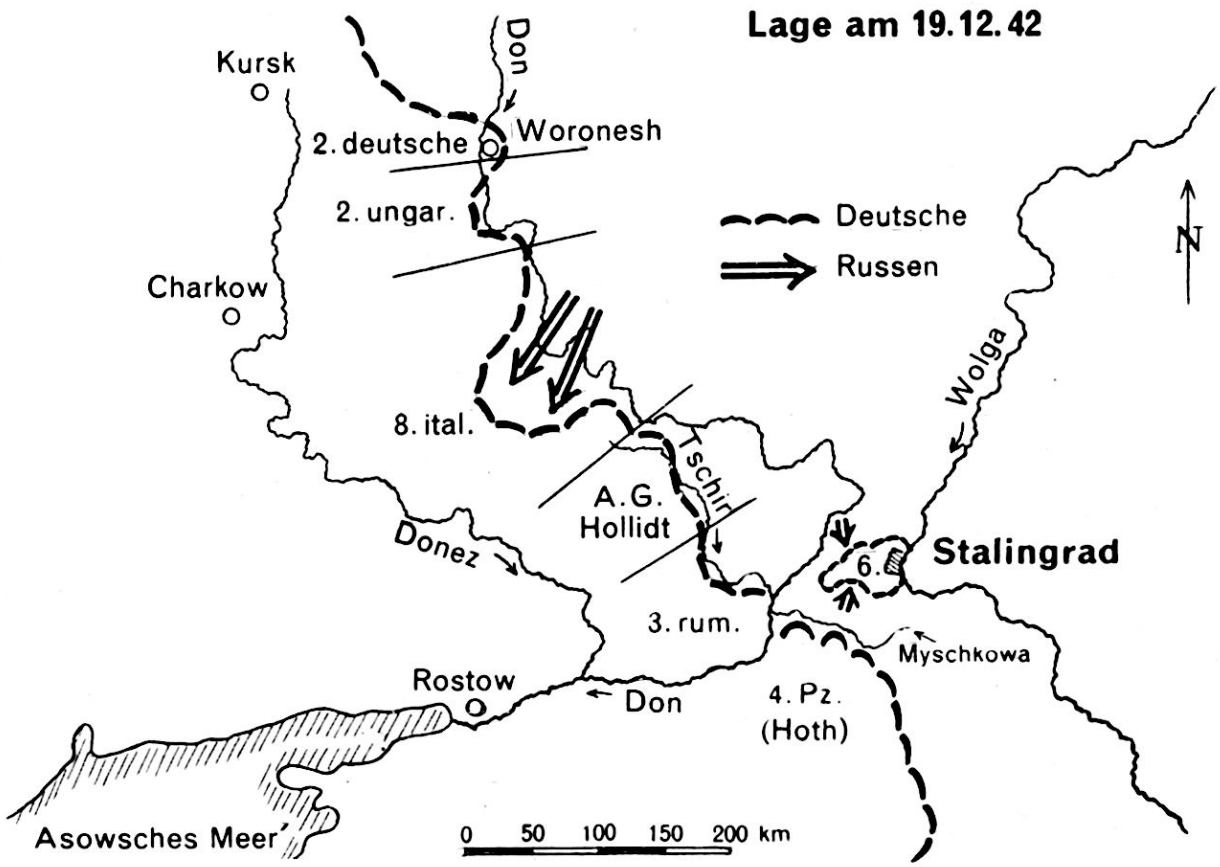
Von Oberst Herbert Selle

III. (Schluß)

Dem Ende entgegen

Die Russen griffen im Norden, Westen und Süden an, mit und ohne Panzer. Es kam nicht mehr darauf an. Denn was ihnen gegenüberstand, waren keine Soldaten mehr, sondern verzagte, innerlich gelähmte, ausgehungerte, langsam erfrierende menschliche Wracks. Das war aus einer Armee geworden, die noch vor wenigen Monaten den Gegner über Donez und Oskol, über den Tschir und den Don vor sich hergetrieben hatte. Die stolzen Divisionen wie die 44. (die 1943 in Wien als 44. Div. «Hoch- u. Deutschmeister» neu aufgestellt wurde) und 71., die 76. und 113., die 295. und 371., die 297. und 305., die 100. Jäger- und 376., die 384., 389. und 394., die 3. mot., 29. mot., 60. mot., die 14. Pz., 16. Pz. und 24. Pz.Div. waren ausgebrannt, ihres Kampfgeistes ebenso bloß wie ihrer schweren Waffen und Munition. Die Mündungen ihrer Kanonen und Haubitzen brüllten nicht mehr auf. Die Mäuler der Granatwerfer und Infanteriegeschütze waren stumm geworden. Unbelästigt von jeglichem Flakfeuer zogen die russischen Martinbomber in lächerlicher Höhe über uns ihre Bahn, bewaffnete Sportfliegerei gegen menschliche Ziele treibend. Nur das verlorene Hämmern eines Maschinengewehrs mochte dem Gegner zeigen, daß noch schwaches Leben bei uns war. In unserer Sicht fuhr er unbekümmert mit seinen Batterien auf, ohne jede oder völlig bedeutungslose Gegenwirkung ging seine Infanterie in Bereitstellung. Dann eröffnete er sein Feuer auf unsere vermeintlichen Linien, wo sich im Gelände dunkle Häufchen oder Striche abzeichneten, in denen aber zumeist das kümmerliche Leben unter einer schwirrenden Kugel, einem surrenden Granatsplitter oder dem unhörbar herankriechenden Kältetod erloschen war. So war es bei Gontschara oder Gorodischtsche, bei Woroponowo oder Bassargino, so war es, als seine Panzer aus dem Rossoschkatal in das ebene Steppengelände von

Pitomnik vorstießen. Ohne Einbuße erreichten die Russen ihre Tagesziele. «Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen...» Aber das Herz

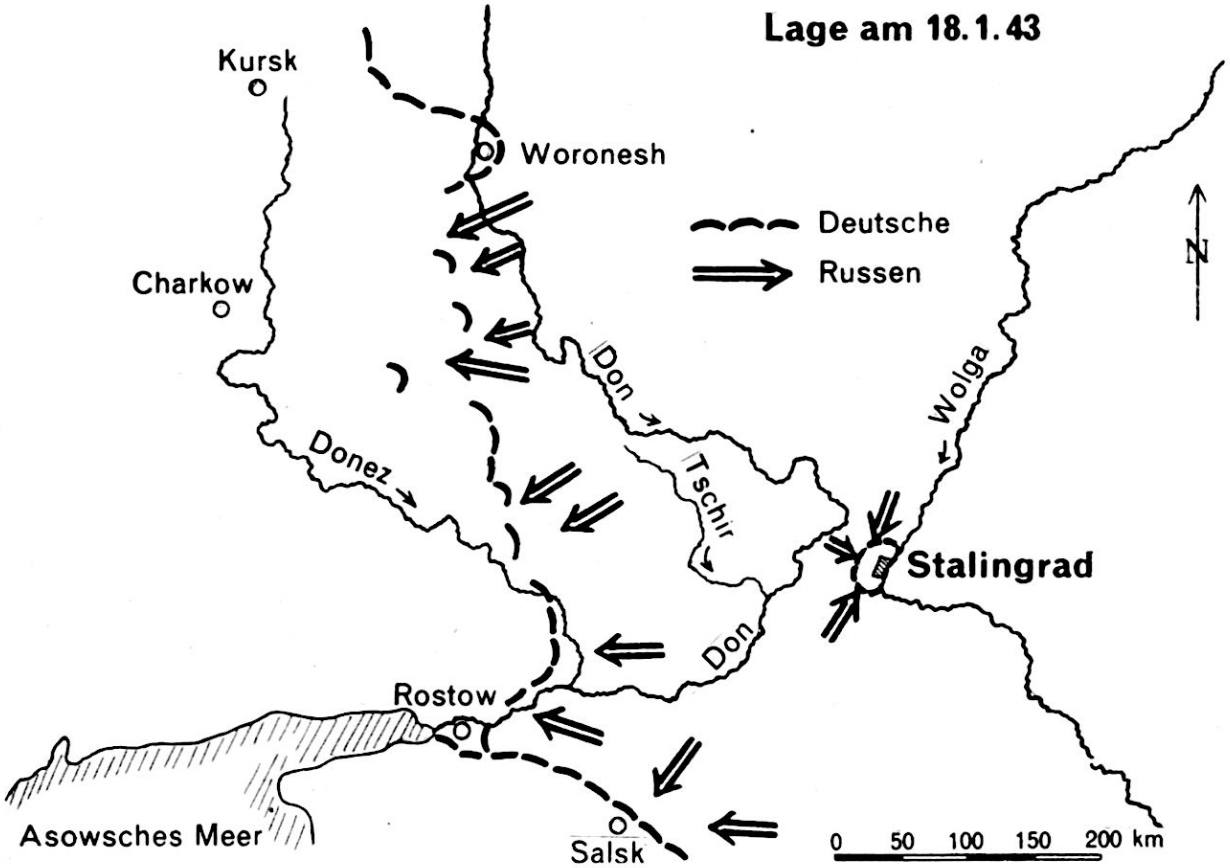


krümmte sich in körperlichem Schmerz, bis zum Halse herauf quälte würgende Ohnmacht. Verflucht, dreimal verflucht... Hinhauen möchte man sich irgendwo und hineinbrüllen in das weiche, weiße Leinentuch, den Himmel verlästern und die Erde verfluchen, die so viel Entsetzliches tragen kann, ohne unterzugehen... – Golgatha...? Hier wurde eine ganze Armee ans Kreuz geschlagen.

Unsere große Funkstelle fraß zu viel Treibstoff. Sie wurde deshalb zerstört; indessen stand uns daneben ein 70 Watt-Kurzwellensender der 6. Kp. Nachr.Rgt. 601 zur Verfügung, der bis zuletzt im Verkehr mit der Gegenstelle in Angerburg stand. – Wir erörterten Pläne, was wir unternehmen sollten, wenn das Ende kurz bevorstand. Einige wollten, mit vom Munde abgesparten, kärglichen Rationen versehen, über die Wolga und dann nach Süden am Kaspischen Meer vorbei ausbrechen, um zur 1. Pz.Armee und 17. Armee zu gelangen, die am Terek und im Kaukasus standen. Der größere Teil entschloß sich für das nächtliche Davonstehlen nach Westen. Wir rasierten uns nicht mehr, besorgten uns russische Uniformstücke, um uns in unserem Äußeren möglichst zu tarnen. Die russischen «Matkas», die in

der A.O.K.-Küche beschäftigt waren, hatten wir für uns gewonnen, sie wollten uns auf unserem abenteuerlichen Marsch begleiten und uns Weg und Winkel in der Steppe zeigen. Die deutsche Front befand sich jetzt zwar 400 km entfernt. Da aber im Westen noch ein kleines Fünkchen Freiheit glühte, wollten wir es wagen.

Der Oberbefehlshaber schickte mich zur Lageorientierung zum Generalkommando IV. A.K., das unweit des südlichen Vorstadtrandes in einer Balka bei Jelschanka lag. Als der Wagen, nachdem wir die Bahnlinie Kalatsch - Stalingrad gekreuzt hatten, in die Schluchten der westlichen Wolgahänge hinabfuhr, sahen wir das Trümmerlabyrinth der Stadt in messerscharfen Konturen liegen. Was wird in 8 oder 14 Tagen sein? Werden wir dort unten als Kriegsgefangene eingesetzt werden, um die Straßen aufzuräumen, die Schienenstränge instandzusetzen oder wird man uns abtransportieren nach Moskau, Gorki, Murmansk oder über den Ural hinweg nach Sibirien? Es wurde Zeit, sich über die letzten Konsequenzen klar zu werden. Auf dem Gefechtsstand traf ich als Chef Oberst i. Gst. Crome, den ich gut von seiner Ic-Zeit beim X. A.K. in Hamburg kannte. Auch



Generallt. Pfeffer (Kdt. 297. Div.) war da. Er war im Begriff, das IV. Korps zu übernehmen, denn der Kommandierende General der Pioniere Jaenecke, war am Vormittag in einen bösen Bombenzauber hineingeraten und nicht

unerheblich an Schädel und Schultergürtel verwundet worden. Er lag auf einer Holzpritsche in einem halbdunklen Verschlag. Wir unterhielten uns lange. Jaenecke und Pfeffer legten beide dar, daß sie auch jetzt noch einen in aufgelösten Gruppen geführten Durchbruch nach Westsüdwesten durch die nach ihrer Meinung nur dünne russische Angriffsfront für durchaus möglich hielten. Sie versicherten, daß das nördliche Anschlußkorps der gleichen Auffassung war und baten mich, diese Gedanken dem Oberbefehlshaber mit der Anregung vorzutragen, die Stellungnahme auch der anderen Korps in einer Besprechung aller Kommandierenden Generäle einzuholen.

Ich fand bei meiner Rückkehr den O.B. beim Stabschef und entledigte mich meines Auftrages. Die Besprechung fand statt. Die Befehlshaber des Nordwest- und Nordabschnittes sprachen sich gegen den Vorschlag aus, da sie glaubten, ihre Truppen nicht unbemerkt vom Gegner lösen und bereitstellen zu können. Die körperliche und moralische Verfassung erlaube zudem nicht mehr eine solche Beanspruchung. Daher müsse, da das Schicksal von allen in gleicher Weise getragen werden müsse, der Vorschlag abgelehnt werden. Der O.B. entschied in gleichem Sinne; es war zu spät geworden, um Außergewöhnliches zu fordern.

Die höchste Spitze machte sich noch einmal bemerkbar: Ein Segen von Beförderungen senkte sich auf die Armee herab. Der O.B. wurde Generaloberst, ebenso Heitz. Der Chef wurde Generalleutnant, Elchlepp Oberst. Auch meine Beförderung zum General sei unterwegs, flüsterte mir Adam zu. Wir sahen uns kopfschüttelnd an. Wollte man uns den Gang in die Ungewißheit mit so billigen Mitteln versüßen? Selbst die Geschmacklosigkeit war ohne Maß geworden.

Blüher, mein Bursche, kam auf mich zu: «Nun wird doch noch alles gut, Herr Oberst, am schwarzen Brett an der Ortskommandantur in Gumrak steht angeschlagen, daß zwei deutsche Panzerarmeen dicht vor Kalatsch stehen». – «So, so, haben Sie das selbst gesehen?» – «Nein, ein anderer Landser hat es mir erzählt, der den Anschlag gesehen hat.» – «Na, dann wird's ja stimmen.» ... Gumrak war längst zu Schutt zermahlen; es gab keine Ortskommandantur mit einem schwarzen Brett mehr. Aber so versuchten sie, sich gegenseitig zu trösten und Mut zu machen...

Ich traf den Oberbefehlshaber auf dem schmalen Steig, der sich auf halber Höhe der Hauptbalka entlang zog. Gram und Sorge hatten ihre Furchen tief in sein Gesicht gegraben, das aschgrau geworden war. Die sonst hohe, aufrechte Gestalt war leicht nach vorn übergebeugt. Er blieb stehen und reichte mir die Hand. «Was sagen Sie nun zu allem?» – «Nichts anderes, Herr Generaloberst, als was alle älteren Herren des Stabes meinen.»

– «Und das ist?» – «Herr Generaloberst hätten nicht gehorchen dürfen. Eine große Stunde ist dadurch versäumt. Bereits im November hätten Herr Generaloberst zurückfunken müssen: Ich schlage die Schlacht mit der 6. Armee. So lange gehört mein Kopf meiner Armee. Nach der Schlacht, mein Führer, gehört er Ihnen. Herr Generaloberst wären dann so etwas wie ein moderner York geworden...» – Er sieht mich lange an, dann legt er wie bestätigend die Hand auf meine rechte Schulter und antwortet: «Ich weiß, die Kriegsgeschichte hat schon jetzt das Urteil über mich gesprochen...»

Ich schaute ihm tief erschüttert in die Augen, verbeugte mich und ging. Immer wird mir diese Antwort gegenwärtig bleiben. Was mochte dieser kluge, hochbegabte, ritterliche Offizier durchgemacht haben, um so zu sprechen. Wie mochte ihn diese Erkenntnis in seiner menschlich hohen und vornehmen Gesinnung quälen, daß seine seelischen Kräfte zwar ausgereicht hatten, an der Spitze seiner Armee große Erfolge zu erringen, in der entscheidenden Stunde seines Lebens aber, die Außergewöhnliches von ihm verlangt und erwartet hatte, als Oberbefehlshaber vor sich selbst, seinem Gewissen und seiner Armee nicht bestanden zu haben... –

Es bleibt nachzutragen, daß entgegen der weit verbreiteten Meinung der Oberbefehlshaber nicht eine Stunde die «Festung» verlassen hat, um etwa zum persönlichen Vortrag zu Hitler zu fliegen, geschweige denn Hitler selbst jemals uns in Stalingrad aufgesucht hat.

Der Chef wollte noch einmal in einer mächtigen Gewaltanstrengung die Russen vor den Toren Stalingrads zum Halten zwingen. Hierzu sollte die Truppe im Raume ostwärts Pitomnik eine Riegelstellung beziehen und unter Ausnutzung von Balkarinnen, Bodenwellen, zerfallenen Gräben unter Schanzzeuggebrauch in die Erde hinein. Wieder handelte es sich um die schon völlig ausgebluteten Verbände des VIII. A.K. Ich sollte die «Stellung» in der Schneewüste tracieren und das letzte, an der ruhigen Wolgafront verfügbare Schanzzeug aus Stalingrad herbeischaffen. Dazu machte ich mich zunächst nach der Stadt auf und mobilisierte durch die dort eingesetzten Pionier-Bataillone den letzten Spaten und die letzte Kreuzhacke. Es wurden zwei Lastwagen voll. Mit einer Hand voll Pioniere wurde dann in der Steppe die Trace festgelegt. Alle 50 bis 60 Schritte stand wie ein fadenscheiniges Gespenst im düsteren Zwielicht der russischen Winternacht als Richtungsweiser ein Pionier. In diesen «Rahmen» schlurften, wankten, torkelten die Trümmer der einstigen Truppe hinein, ausgelaugt vom quälenden Hunger, innerlich zerfetzt von der Glaubens- und Hoffnungslosigkeit. – Mir war, als stände über ihnen mit Flammenzeichen in den Himmel gebrannt:

Das ist doch alles Wahnsinn hier. Wo Verluste vermeidbar sind, sind es keine «Opfer» mehr, sondern Fehler, Verbrechen... Und immer wieder drängte sich die quälende Frage auf: Wo hört hier schicksalshafte Tragik auf und wo beginnt bewußte oder fahrlässige Schuld? Hätte nicht einer von uns den Anfang machen müssen und erklären: «Es geht nicht mehr, es ist Schluß jetzt, radikaler Schluß, ich mache den Wahnwitz nicht mehr mit?» Sind wir nicht alle schuldig geworden, daß wir es nicht taten, entgegen unserer Einsicht, nur weil wir glaubten, immer weiter gehorchen zu müssen? Muß ich es denn auch, wenn mir befohlen wird, ein Verbrechen zu begehen? Wenn die Kunst der Führung in der modernen Schlacht in dem Ermessen des noch Menschenmöglichen besteht, dann bringt die Überschreitung der Grenzen nicht den Erfolg, sondern die Vernichtung. Hier aber sind die Grenzen tausendfältig überschritten worden.

Am 20. Januar bittet Generaloberst Paulus durch Funk das Führer-Hauptquartier um die Genehmigung zur Kapitulation oder zum Durchbruch in kleinen Gruppen durch die Kalmückensteppe hindurch zur 1. Pz.-Armee. Hitler lehnt ab. Er lehnt die letzte Bitte des Oberbefehlshabers einer sterbenden Armee ab unter Hinweis «auf den historischen Beitrag, den die Divisionen von Stalingrad durch ihren Untergang zur Rettung der Ostfront leisten müßten»... In seiner ganzen Erbärmlichkeit stand der Totengräber da, der sich anschickte, der 6. Armee zwischen Don und Wolga ihr Riesenmassengrab zu bereiten, das Schlachtfeld zwischen Eisenbahnschleife und Marinowka, zwischen Konaja und Zybenko in einen einzigen Friedhof zu verwandeln, mitleidlos, ohne Herz und ohne Gnade, kümmerlichste Blößen mit dem Wortschwall abgegriffener «heroischer» Phrasen deckend: ... «Sie starben, damit Deutschland lebe»...

Abends hockten wir grübelnd in unserem Bunker zusammen. Wir mußten nun an den letzten Brief an zu Hause denken. Dabei hatten wir es einem glücklichen Umstand zu überlassen, ob die Post überhaupt noch herausgeflogen wurde. Nur ganz vereinzelt landete noch ein Flugzeug in Gumrak; die meisten warfen ihre Versorgungsbomben ab, auf deren Inhalt sich herumlungernde Landser stürzten, um sich den leeren Magen bis zum Rande zu füllen. Nur einmal noch satt werden... So saßen wir also zusammen, mein Bursche in eine Ecke gedrückt, zerquält von der Ungewißheit der nahen Zukunft. Seine Augen blickten schon wie ausgelöscht, das Gesicht gibt alle Zeichen seelischer Auflösung wieder. Da sagt einer: «Ich lege dem Brief gleich meine Todesanzeige bei, in wenigen Tagen ist ja doch alles vorbei, und unsere Heimat sehen wir nicht wieder.» Und dann schrieb er:

Für Deutschland fiel vor Stalingrad... Kurz und ohne alle Umschweife. Aber wer ist heute Deutschland? Du, ich, wir alle, diejenigen, die waren und die, die kommen werden... Aber wir, wir wollten doch diesen Krieg nicht, in den wir still und schweigend und ohne innere Überzeugung aufbrachen. Es war und ist doch der Krieg der Partei, der Wahn des vom Wahn Gezeichneten, der sich vermaß, sich selbst an die Stelle des Vaterlandes zu setzen. Und meine Gedanken gingen zurück zu jenem 13. Februar 1939, als er den in der Krolloper zusammengerufenen Truppenkommandeuren des Heeres auseinandersetzte, weshalb nur er, nur er die brennend gewordene deutsche Raumfrage demnächst mit Waffengewalt lösen müsse...

Ich wollte mich bei Oberst i. Gst. Clausius, dem Chef des LI. A. K. umhören; der Gefechtsstand lag nur wenige 100 m von uns entfernt. Wir beide waren dienstlich seit dem Winter 1941/42 viel in Berührung gekommen; auch er gehörte mit zur heimlichen Fronde. Vor dem Eingang zum Bunker standen schon ein Paar Ski bereit. Auf das «Herein» stehe ich zu meiner Überraschung nicht ihm, sondern seinem Kommandierenden, General v. Seydlitz, gegenüber. Dieser ermunterte mich zum Bleiben. Wir kannten uns beide aus tiefer Friedenszeit, in der wir dem gleichen Korps angehörten. So blieb ich selbstverständlich. Der General schritt in dem geräumigen Bunker erregt auf und ab; er wußte, daß er offen sprechen konnte. So öffneten sich alle künstlich gestauten Schleusen seines Hirns und Herzens, und in messerscharfer Folgerichtigkeit setzte er mir auseinander, daß bei einer solchen dilettantenhaften obersten Führung, die die parteipolitische Zuverlässigkeit höher bewertete als die sachliche militärische Leistung, eine andere Lösung als dieses verbrecherische Chaos gar nicht möglich war. Seine blauen Augen sprühten: «Für Deutschland, gegen Hitler! Das müßte die Losung für unser ganzes Volk werden. Wie habe ich mich hier seit Monaten um Aufklärung bemüht. Ich habe seit Demjansk einige Kesselerfahrungen. Aber alles ist hier an dem Chef gescheitert. Hätte doch Paulus nur einen anderen Stabschef gehabt und nicht diesen kalten Junggesellen, der für die Front und ihre Verhältnisse nicht aufgeschlossen sein kann, weil er seit Jahren nur Generalstabsdienst gemacht hat. Erst jetzt, wo alles verloren ist, merkt Schmidt es auch...» Ich bin ganz gefangen von dem Ausbruch dieses Mannes. Aber er hat recht, tausendfältig recht. Es gilt auch hier alles oder nichts, entweder oder. Es ist das Gesetz dieses Landes, an dessen unheimlichen, sich ewig gleichbleibenden Kräften wir gescheitert sind wie mancher andere, der sich vor Jahrhunderten oder hundert Jahren Ähnliches vermaß. Nun ist es zu spät. Eine ganze Armee büßt den Wahnwitz eines Einzelnen mit ihrem Untergang. Nur eine ganze Armee?

Am 22. Januar suchten uns Major Lechtenberg und Stabszahlmeister

Hassler vom alten Bataillon auf. Sie lagen in der Stadt selbst an der Wolgafront, die vom russischen Angriff bis dahin unberührt geblieben war. Sie wußten nichts über das Ausmaß der Tragödie, über die sich im Norden, Westen und Süden in unendlichen Blutströmen, in roten Feuerwirbeln und eisigen Schneewolken die letzten Schleier senkten. Hassler, von jeher beneidenswert in seinem unverwüstlichen Optimismus, hielt noch immer einen glücklichen Ausgang für möglich. «Und dann kriegen wir alle den Stalingradschild», schwelgte er und machte Vorschläge, wie er wohl aussehen müßte. Lechtenberg war weniger zuversichtlich. Fricke erzählt von seiner jungen Frau und dem herrlichen Urlaub, den er noch im November bis Dezember mit ihr in Wilhelmshaven hatte verleben dürfen. «Das war eine Zeit, Herr Oberst», und in seine Augen trat ein schimmernder Glanz... «Aber ich sehe sie wieder, und wenn ich durch ganz Sibirien marschieren müßte, was soll das nachher für ein Leben werden.» – Der Feldfernsprecher neben ihm auf der Bank tutet. Er nimmt den Hörer ab, sagt «Jawohl, ist da» und reicht ihn mir zu. Adam ist am Apparat. «Du fliegst morgen als Kurier aus». – «Ja, schön, und wann zurück?» – «Mensch, begreifst Du nicht, überhaupt nicht, Du bleibst draußen... Der O.B. und Chef wünschen Dich morgen früh um 10 Uhr zu sprechen». – Ich war wie betäubt... Aber ich kann doch jetzt nicht, hier so mitten heraus... es ist doch unmöglich, wie stehe ich denn den anderen gegenüber da? Erst langsam lösten sich die Riegel, die das Herz umklammert hielten. Die kühle, klare Vernunft meldete sich und mit ihr das erwachende Gefühl unvorstellbarer, innerer Befreiung. In Lindens (Major ohne Bataillon, das draußen im Don-Tschirdreieck zerstampft worden ist) Augen irrlichtert es leise. «Ob er denn nicht auch... er ist doch hier überflüssig...» Die Kesselkrankheit hatte auch ihn gepackt und innerlich ausgeglüht. Alle im Bunker schreiben sie Briefe, die ich mitnehmen soll.

Als ich am nächsten Morgen mein armseliges Köfferchen packte, trat Blüher auf mich zu: «Herr Oberst, ich habe eine Frau und zwei Kinder zu Haus...» und weiter kam er nicht vor fassungslosem Schluchzen. «Ich weiß, Blüher, ich weiß, versprechen kann ich Ihnen gar nichts, aber Sie kommen mit nach Gumrak, Ihren Affen nehmen Sie mit.» Eine schwache Hoffnung leuchtet in seinen Augen auf.

Ich gehe in die Hauptschlucht, zuerst zu Adam, der leider nicht viel Zeit hat, weil er Gelände für einen Notlandeplatz aussuchen muß; denn Gumrak lag schon unter russischem Artilleriefeuer. – Dann stehe ich dem Oberbefehlshaber gegenüber, zum letztenmal. Ich melde mich ab. «Gehen Sie mit Gott; und sorgen Sie zu bescheidenem Anteil dafür, daß die Führung der Wehrmacht wieder auf sachliche Grundlagen gestellt wird.» Das war

zwar sehr umschrieben ausgedrückt, aus seinem Munde aber ein vernichtendes Urteil über die oberste Führung. Mir fiel das Sprechen schwer. «Ich habe in dieser Stunde nur zu sagen, Herr Generaloberst, daß das Grabkreuz unserer Armee nicht zum Totenmal für ganz Deutschland werden möge». Der O.B. widersprach und entgegnete, daß ich da erheblich zu schwarz sähe. «Ich bitte Herrn Generaloberst, sich unserer Unterhaltung zu erinnern, wenn es so weit ist...»

Der Anblick des Chefs bestürzte mich. War hier ein Erdrutsch, ein Deichbruch geschehen? Der sonst so auf sein Äußeres peinlich bedachte Mann zeigte keine Spur mehr von jener sorgfältigen und gepflegten Haltung, die ihn sonst ausgezeichnet hatte. Er war unrasiert, die früher ausdrucksvollen, großen, blauen Augen blickten wie ausgelöscht. Ich sprach länger mit ihm. Er verabschiedete mich mit den Worten: «Sagen Sie es überall, wo Sie es für angebracht halten, daß die 6. Armee von höchster Stelle verraten und im Stich gelassen worden ist.» Hätte er diese Erkenntnis vor 2 oder 3 Monaten gehabt und danach gehandelt, hätten viele, viele Tränen in Deutschland ungeweint bleiben können. Nun sinkt der Vorhang, das Licht verlöscht. Es ist vollbracht... –

Hauptmann Fricke begleitet mich mit Blüher zusammen zum Flugplatz. Seine Haltung war bis zum letzten Augenblick vorbildlich, männlich und stark. Und wie mochte es in seinem Innern aussehen. Es bereitete mir physischen Schmerz, daß ich ihn nicht mitnehmen konnte. – Am Wege kauerten überall in besonders großer Zahl rumänische Soldaten, die Überreste der rumänischen 1. Kav.Division und 20. Infanteriedivision. Zwischen Toten und Sterbenden hockten die noch Lebenden, abgestumpft und hilflos, verwahrlost und müde, verwundet oder von Flecktyphus gezeichnet. Mir war, als sollten sich mir auf der letzten Fahrt durch diesen uns zum Schicksal gewordenen Raum für immer diese erschütternden Bilder einprägen.

Flugplatzleiter war Oberst Rosenfeld, ein früher sehr bekannter Polizeiboxer. Vor Einbruch völliger Dunkelheit, so meinte er, sei mit dem Erscheinen von Flugzeugen nicht zu rechnen und ob sie landen würden, sei sehr fraglich. Ich zeigte meinen vom Chef unterschriebenen Ausflugschein vor. – Die Dunkelheit wartete ich in einem Bunker fragwürdigster Beschaffenheit ab; er war vollgestopft mit Menschen und roch förmlich nach Läusen. Aber er war warm. Ein junger Feldgeistlicher kam herein und erkundigte sich nach dem Verbleib seiner Division; niemand konnte ihm Bescheid geben. Da überfiel ihn einer von uns mit der Frage: «Glauben Sie, Herr Pfarrer, daß es Gott wohlgefällig ist, wenn wir hier alle zugrunde gehen?» – «Ja, wenn es Gottes Wille ist, dann werden wir hier alle sterben

müssen. Er sagt das letzte Wort zu dem, was Menschen tun, aber dieses letzte Wort muß nicht immer ein Ja sein. Und wenn er sich uns in dieser Stunde versagt, haben wir mit unserem Willen und Werk nicht vor ihm bestanden». – So sprach der Pfarrer, und ich bewunderte ihn ob seines Glaubens. Noch lange dachte ich darüber nach, was er gesagt hatte. Ohne Sinn geschieht nun einmal nichts in dieser Welt.

Als das Flugfeld im Dämmern lag, verließen wir den Bunker. Unweit blitzte das Mündungsfeuer russischer Panzerkanonen auf. Die Einschläge lagen um uns herum. Über uns wallte eisiger Dunst. Wir standen in der Nähe der ausgepflockten Start- und Landebahn. Plötzlich hörten wir Motorengebrumm, näher kommend und sich wieder entfernend. Das Flugzeug kreiste über dem Platz. Aus der niedrigen Dunstwand waren für Sekundenbruchteile die Umrisse einer Ju 52 zu erkennen, die schließlich zur Landung anschwebte und dann dicht vor uns ausrollte. Der Flugzeugführer kam heraus, die Motoren liefen angesichts der großen Kälte im Leerlauf weiter. Irgendwelche Leute, darunter auch Blüher, mühten sich geschäftig um die Entladung; es waren Lebensmittel, drei Fässer Treibstoff und einige 15-cm-Granaten. Dann kamen sie an, die Verwundeten und Kranken aus Stalingrad und Gumrak. Es waren Hunderte, und in ihren Augen stand die Gier nach dem Leben, das Verlangen nach Freiheit, die hier gleichbedeutend mit einem winzigen Stück Platz in der etwa 16 bis 20 Mann fassenden Kabine waren. Die Menschenwoge kam näher und brandete um das Flugzeug. Jeder wollte mit. So suchte ich die Schwerstverwundeten aus, die den Ausweis des Armeearztes vorweisen konnten. Blüher hatte ich vorher einen Wink gegeben, im Laderaum zu bleiben. Die Kabinentür schloß sich. Die Motoren heulten auf. In immer länger werdenden Abständen sprang die Maschine über die Schneewüste, dann schwebte sie. Das Herz wurde ganz leicht... Unter uns blitzte das Mündungsfeuer russischer Panzerkanonen auf. Die Einschläge sahen wir unter uns, hinter uns. Schwelende Brände verloren sich im Dunkel der Nacht. Bald waren wir in 1800 m Höhe. Wir flogen in die Freiheit, wir flogen nach Westen...

Im Kessel

Das nachstehend veröffentlichte Tagebuch wurde verfaßt von einem Nachrichtenoffizier einer Heereseinheit der 6. deutschen Armee während der Kämpfe im Kessel von Stalingrad. Es vermittelt vor allem einen nachhaltigen Eindruck von den psychischen Belastungen der Führung und der Truppe während der Kesselschlacht. Red.

23.1.1944. Bin wieder ganz im Dienst und in Rußland, das ich jetzt über zwei Jahre kenne. Gestern vom Urlaub zurückgemeldet. Heute wie